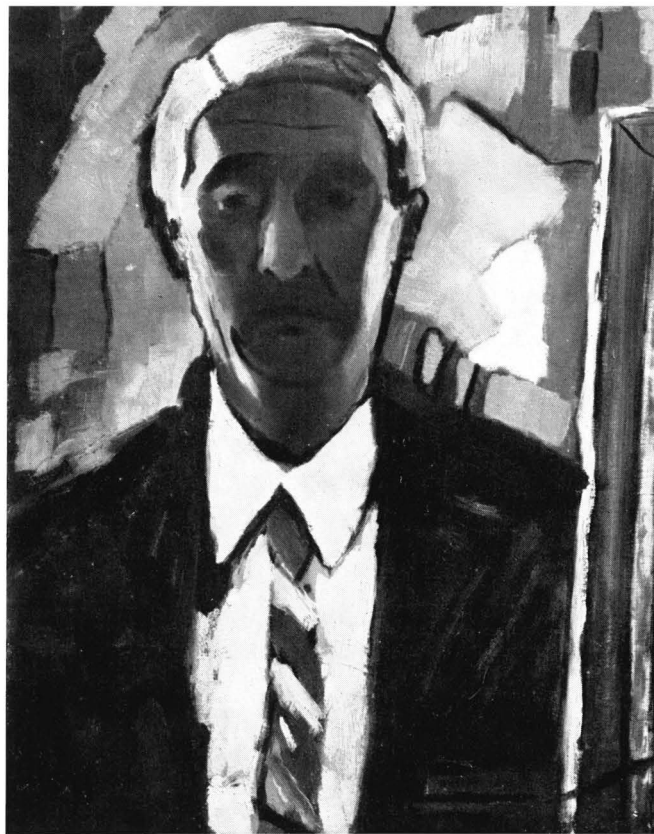


DER *Maler*
FRITZ ZOLNHOFER

Von K. F. Ertel, Bonn

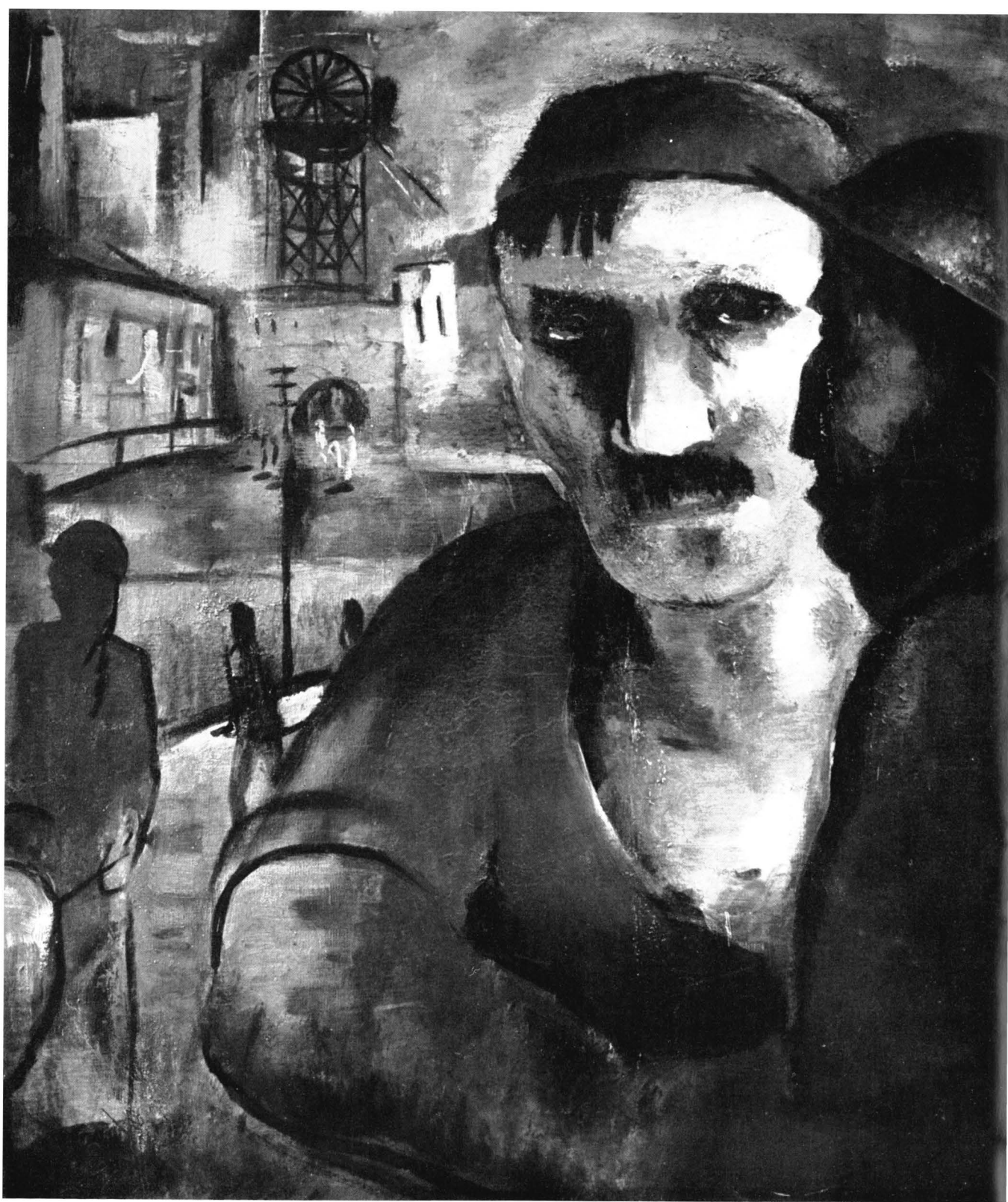
„Vorm Stoß“, Federzeichnung aus dem Jahre 1926. Privatbesitz, Saarbrücken.



Selbstporträt, 1956, Öl auf Leinwand (81×65 cm).

In der Welt der Industrie sind wir mitten in der Romantik unserer Zeit. Jene Romantik, die wir nur in alten Zeiten zu suchen geneigt sind, existiert heute in den emporzuckenden gelben und roten Flammen der Essen und dem, den Tag zu einer grünlichen Halbnacht verwandelnden, träge emporwallenden Rauch der Schloten.

Eine Industrie-Werkstätte ist auch die von Kohle und Eisen lebende Saarlandschaft. Ihr künstlerischer Gestalter, der Maler der Umwelt von Hütte und Grube, ist Fritz Zolnhöfer. Malerische Selbstverständlichkeit, Gebautheit und expressive Unruhe kennzeichnen Zolnhöfers Werk, dessen Entwicklung keine Sprünge, sondern nur das Reifen und Sichentfalten in dem schon früh gefundenen Stil aufweist. Den Konflikt abstrakt-figurativ hat Zolnhöfer unaufdringlich überspielt. In seiner Jugend nähert er sich dem Expressionismus, dem er einige Züge entleiht. Doch die malerische Durchdringung, die sonore und tiefglühende Farbigkeit ist Zolnhöfers eigenster Ausdruck, ist persönlich. So sind seine Farben, mit denen er ein psychisches Milieu, das Sosein der Bergmannswelt vorweist, nicht realistisch, sondern als sorgsam abgestimmte Klänge gesetzt. Und in dem Moment, als er die die Malfläche zerteilenden Einzelheiten fortlässt, das Genrehafte von überflüssigem Ballast befreit, sagt er Sinnbildliches über diese Bergmannswelt aus. Verflächigung des Bildraumes, darum geht es ihm nun: er legt hochgezogene Horizonte, welche



den Bildraum verbarrikadieren, und seine auf den Betrachter zukommenden und den Bildraum fast einnehmenden schemenhaften Gestalten bremsen den Blick und vermeiden den Scheinraum. Das Verhältnis von Stoff und formaler Konzeption wandelt sich aus der Kontrastspannung zur Gleichartigkeit. Den Organismus des Bildes zu reinigen und zu vereinfachen, tritt bei Zolnhofer immer stärker in Erscheinung. Nie und nirgendwo ist seine Bildwelt auf Sentimentalität abgestellt: diese Gefühligkeit liegt ihm fern. Visionäre Vorstellungen sind es, von denen er sich tragen läßt. Seine Bergleute sind denn nicht die „Enterbten dieser

Welt“, sondern Sinnbilder allgemeiner Menschheit. Und solche Vorstellungen, welche zugleich Darstellung und Deutung beinhalten, bewahren bei ihm die bändigende Kraft der schauenden und zur Schau anleitenden Form. Und wenn ihm seine spezifischen Motive und darstellerischen Probleme meist lange beschäftigen, umgreift die Thematik der arbeitsdurchpulsten saarländischen Industrielandschaft doch nicht die ganze Breite der Zolnhoferschen Gestaltungskraft. So muß man sich etwa dem Zolnhoferschen Antlitz, wie es uns in seinen Selbstbildnissen entgegentritt, besonders öffnen: diesem von immer härter

Links: „Bergleute“, 1926, Öl auf Leinwand (62,5×52,5 cm).

Unten: „Bergmannskuh“, 1935, Öl auf Leinwand (74,5×84,5 cm). Im Besitz des Saarland-Museums, Saarbrücken.



werdenden Lebensspuren durchfurchten Kopf mit dem immer geistiger werdenden Blick, der einen gleichsam durchdringt. Kurzum: zu dem großen Vorrat menschlicher Wahrnehmungen hat dieser Künstler einen neuen Anblick hinzugefügt. Nämlich den, der die industrielle Gegenwart im Kunstwerk selbst sprechen läßt.

Fritz Zolnhofer wurde am 13. Januar 1896 in Wolfstein in der Rheinpfalz geboren. 1913 ist er an der Akademie in Stuttgart und nach dem Weltkrieg Meisterschüler von Karl Caspar in München. Hier in München ist er viel mit Kathi Kobus und

Joachim Ringelnatz zusammen. Studienreisen führen ihn nach Frankreich, Holland, Spanien, Italien und in die Schweiz. Er erhält den Albert-Weisgerber-Preis, den Veit-Stoss-Preis und ist Gründungsmitglied der Pfälzischen Sezession. Ausstellungen hatte er in Berlin, Darmstadt, Düsseldorf, Mannheim, München, Ludwigshafen, Saarbrücken, Speyer, Stuttgart, Kopenhagen, Paris, New York, Rom und Wien. Seit frühester Jugend lebt Fritz Zolnhofer im Saarland, wo er in diesem Jahre den vom Minister für Kultus und Volksbildung gestifteten Preis für bildende Kunst erhält.

Die Kreuzigungsgruppe in der Kirche zu Cainsdorf bei Zwickau

Ein berufsbetontes Monument im Bereich des frühesten deutschen Steinkohlenbergbaus

Von Rudolf Ludwig, Görlitz

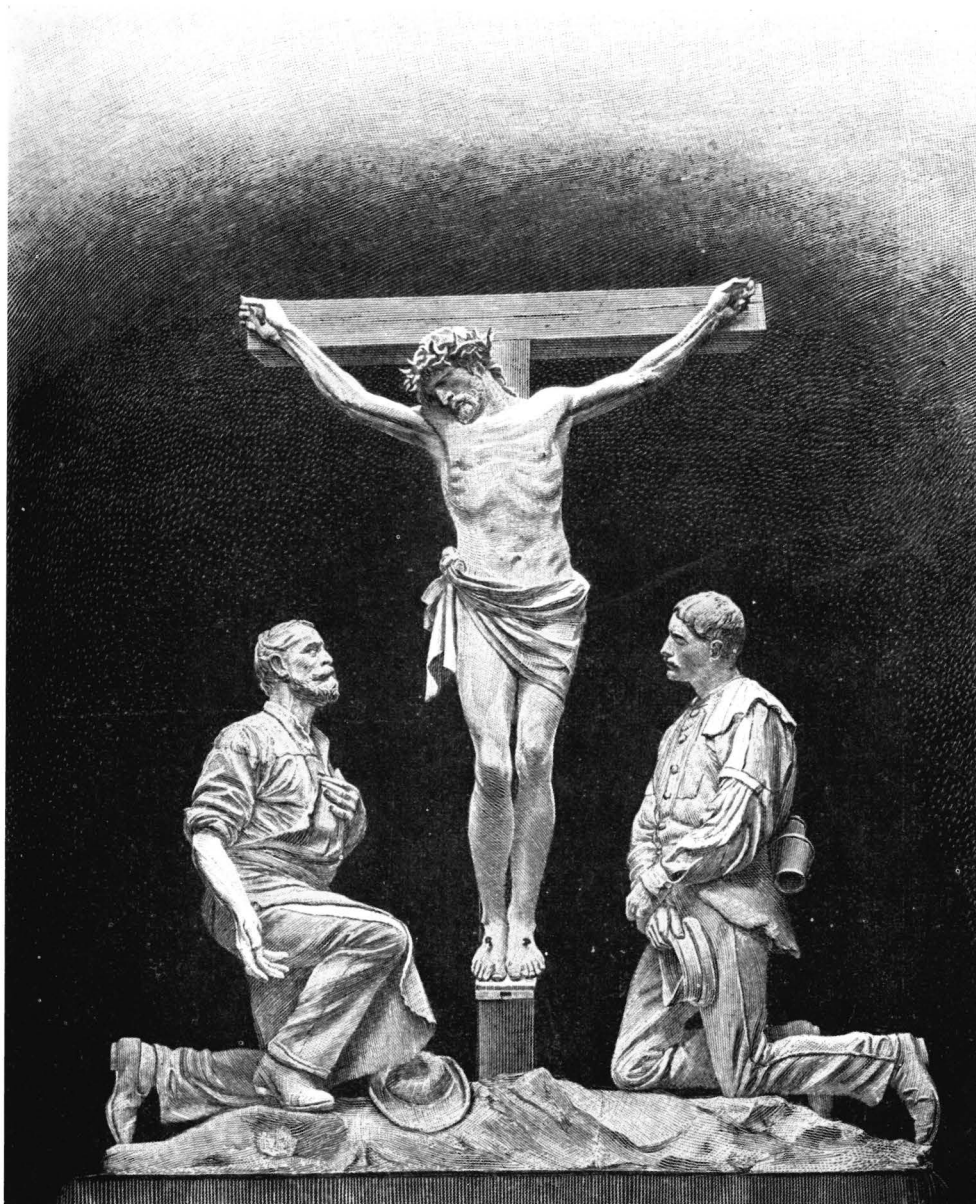
Der „weitberühmte“ Zwickauer Kohlberg

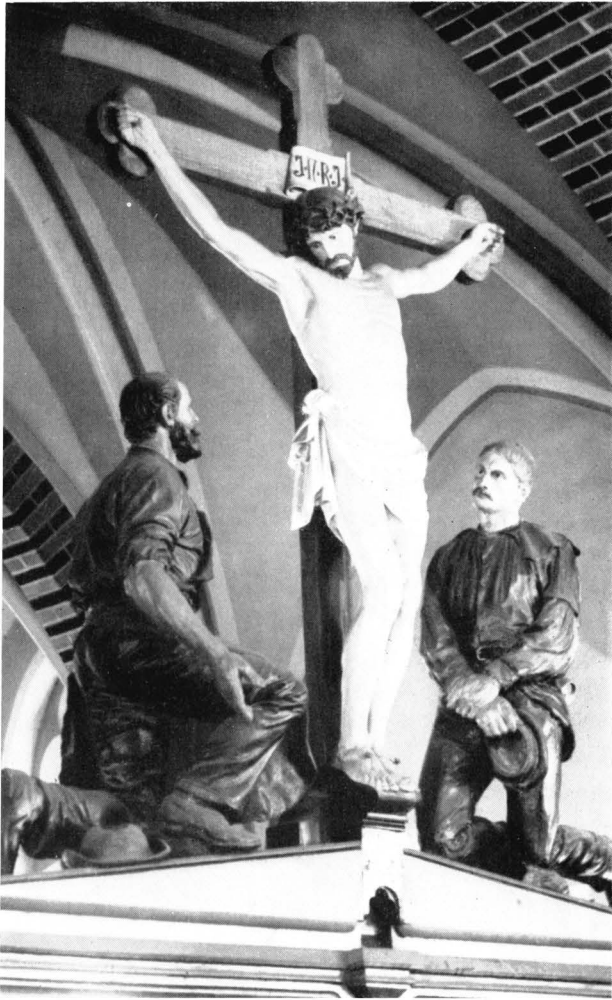
Südlich der alten Bergstadt Zwickau/Sachsen liegt die Dorfgemeinde Cainsdorf. Bis ins 19. Jahrhundert gab ihr das Bauerntum, das einst das Waldhufendorf kolonisiert hatte, das Gepräge. Mit zunehmender Industrialisierung bestimmten jedoch die Werktätigen aus Bergbau und Hütte das Alltagsbild der neuen Gemeinde. Die Kirche trug der veränderten Bevölkerungsstruktur Rechnung. Schon bei der Erbauung des Gotteshauses 1868/69 bestand der Wunsch, die Anbetungsstätte durch ein gediegenes Kunstwerk zu bereichern. Es fehlten aber die Mittel. Bei der

Erneuerung der Kirche nach 25 Jahren bat man die Regierung um zwei Freskogemälde oder zwei aus Holz geschnitzte Figuren an zwei Säulen im Schiff. Die Deputation des Akademischen Rates empfahl, die Figuren auf einem Triumphbogen vor der Apsis anzubringen und in der Weise anzuordnen, daß ein Bergmann und ein Hüttenarbeiter zu einem Kreuz emporblicken. Der Kirchenvorstand vertrat die Auffassung, anstelle des Kreuzes ein Kruzifix errichten zu lassen — und sei es auf eigene Kosten.

Bei dem vom Akademischen Rat veranstalteten Preiswettbewerb erhielt der Entwurf des Dresdner Bildhauers

Die aus Holz geschnitzte Kreuzigungsgruppe des Dresdner Bildhauers Georg Gröne aus dem Jahre 1896.





Die Kreuzigungsgruppe, nach einer Aufnahme aus jüngerer Zeit.

Georg Gröne, der das Monument mit einem Kruzifix vorsah, den ersten Preis. Gröne selbst schnitzte Bergmann und Hüttenarbeiter, den Heiland gestaltete der Bildhauer Oskar Rühm, und die Bemalung aller Figuren übernahm Walther Witting, sämtlich aus Dresden.

Mit der Würdigung des Bergmannsberufes in dem Kunstwerk der Cainsdorfer Kirche ist zugleich die Bedeutung des Steinkohlenbergbaus für den Broterwerb vieler Generationen in dem Dorfe herausgestellt, zumal auf der benachbarten Planitzer Flur zuerst in Deutschland Steinkohlen abgebaut wurden.

Die Sage berichtet, daß auf den steinigen Weiden am späteren Planitzer Kohlberg Hüttejungen an einem rauhen Novembertag ein Reisigfeuer zu entfachen suchten; der Wind aber versagte den Feuersteinschlägern den Erfolg. Einer der Hirten schirmte die Feuerstätte mit Hilfe von schwarzen Steinen ab, und alle erfaßte Erstaunen, als nicht nur das Reisig, sondern auch die Steine hellauf brannten. Die Steinkohle war entdeckt. Die Flöze (Rußkohlenflöz und Planitzer Flöz) strichen hier aus; es war Gewinnung im Tagebau möglich. Bis ins 14. und 15. Jahrhundert hinein

war die Verwendung der Steinkohle unerheblich, wobei man vornehmlich die „Dach- oder Tageskohlen“ (Rasenkohlen) gewann.

Anfangs machten nur die Zwickauer Schmiede von dem neuen Heizmittel Gebrauch. Herzog, auf dessen „Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbergbaus“ wir zurückgreifen, führt als ersten sicheren Nachweis für die Steinkohलगewinnung die Zwickauer Schmiedeartikel an, die dem Pergamentcodex des Zwickauer Stadtrechts vom Jahre 1348 einverleibt wurden. Es heißt darin: „Daz sullet ir wizzen, daz alle smide, di niderthab der mur sitzen, mit nichte sullen smiden mit steinkoln“. Der Grund für das Verbot war darin zu sehen, daß die Pest vornehmlich das sogenannte Feuerviertel der Stadt (Bereich der Schmiede!) und das Kohlendorf Bockwa heimsuchte. Auch 1611 wurde das Auftreten der Seuche auf den „verpestenden“ Kohlenrauch zurückgeführt.

Der Planitzer Kohlberg ist urkundlich zuerst in einem Lehnbrief des dortigen Ritterguts vom Jahre 1499 erwähnt. Die ältesten gedruckten Berichte über den Zwickau-Planitzer Kohlenbau verdanken wir dem berühmten Georgius Agricola, Mineraloge und Lehrer an der Zwickauer Lateinschule, dem „Pirnaischen Mönch“ (Historiker Johann Lindner) und dem sächsischen Historiographen Peter Albinus. Agricola ist es besonders zu danken, daß die Zwickauer Steinkohlen weithin bekannt wurden, so daß selbst der italienische Naturforscher und Professor Hieronymus Cardanus in seinem 1550 zu Nürnberg erschienenen Werk „De subtilitate“ ihrer gedachte und den Zwickauer Kohlberg einen „weitberühmten“ nannte.

Das Grünhainer Zisterzienserkloster sah sich 1520 im Verein mit dem Besitzer des Rittergutes Planitz genötigt, die erste Kohlenordnung — auch Innung genannt — zu erlassen. Dem Kloster gehörte das Dorf Bockwa mit dem Communalwald, in dem die Kohle zu Tage ausstrich. Weitere (Kohlen-) Dörfer erwarb das Kloster hinzu.

Diese Kohlenordnung, der eine ganze Anzahl weiterer folgten, regelte u. a., daß „der große Wagen“ Kohlen nicht unter 25 Groschen zu verkaufen und daß es keinem Mitglied der Innung zu gestatten sei, außer der festgesetzten Reihenfolge Kohlen zu verladen und zu verkaufen (Reiheladung). Manche „Gewerkschaft“ brachte unternehmungslustige und finanzkräftige Bürger und Bauersleute zusammen, um das Ober- und Unterirdische von Kohलगütern zu erwerben und daselbst zu schürfen.

Eines der Streitobjekte, die der junge Industriezweig mit sich brachte, war das Privileg der „Eisenarbeiter“, womit die Zwickauer und Werdauer Huf-, Waffen-, Messer-, Nagel- und Sägeschmiede, die Schlosser, Büchsenmacher, Sporer, Feilhauer, Klempner usf. gemeint waren. Sie konnten von sämtlichen Gewerken nach dem Truhemaß (früher Brettfuder) gute Kohlen wohlfeiler als andere Käufer und auf Verlangen die Kohlen vor ihre Türe erhalten. Die Truheladung gab es seit 1550. 6 Ellen lang und 1/2 Ellen breit war die Truhe, anfangs dem Karren gleich, ab

1569 auf sieben Bergkörbe oder Kübel und 1762 auf $6\frac{1}{2} = \frac{13}{16}$ Karren festgelegt.

Das Eisenhüttenwerk zu „Nieder-Kainsdorf“

Die Aufhebung des Innungszwanges, der rund 300 Jahre bis 1823 die Kohlbergsbesitzer in der freien Nutzung ihres Grundbesitzes beschränkt hatte, brachte wesentliche Vermehrung des Kohlenabsatzes mit sich.

1839 errichtete die „Sächsische Eisenkompagnie“ inmitten des Bergbaugebiets die „Königin-Marien-Hütte“. Anfangs als Hüttenwerk mit Hochofen betrieben, lag ihr Schwergewicht nach 1893 in der Erzeugung von Walz- und Gießereierzeugnissen. Die Hütte entwickelte sich zum größten Eisenwerk Sachsens. Große Dachkonstruktionen und Brückenbauten lieferte sie. Die 1000. Brücke, die Muldenbrücke bei Trebsen, entstand im Jubiläumsjahr 1889, die 1500. verbindet Loschwitz und Blasewitz über den Elbstrom hinweg.

Aus Gebieten mit sinkender Erwerbsmöglichkeit (Erzgebirge) kamen Arbeiter nach Cainsdorf; hier bot die Hütte Arbeitsplätze. Größer und größer wurde die Zahl der Männer aus Bergbau und Hüttenwerk, die das Geläut der Cainsdorfer Kirche mit Weib und Kind zum Gottesdienst rief. In einem beachtlichen Monument aus Lindenholz fanden ihre schwere Arbeit und ihre Verankerung im christlichen Glauben bleibende Gestaltung.

„Arbeiter rechts und Arbeiter links und der gekreuzigte Arbeiter mitten innen“

Dem Bergmannsstand ist nicht die Frömmerei eigen. Aufrichtigen Sinnes stellte er schon in frühester Zeit sein Berufsleben unter den Schutz des Altars; er „trug es ins Heiligtum hinein“. An Altären, Kanzeln und Taufsteinen erzgebirgischer Kirchen sind Bergmannsgestalten zu finden. Die Zeichen des Berufsstandes wurden für kirchenfähig und Gott wohlgefällig angesehen. Bergbarten, die uralten Waffen des freien, stolzen Bergknappen, tragen in Bein geritzte Darstellungen des Gekreuzigten mit anbetenden Bergleuten, oder sie zeigen Jesus unter Bergleuten als ihren Freund (Rieß).

Bergmännische Volkskunst bediente sich an Froschlampen, Schreibzeugen und in Stollen ebenfalls der Kreuzsymbolik (um 1710); man findet da Bergmannsgestalten, die an einem Kruzifix Wache halten.

Bei der Weihe des Cainsdorfer Monuments am 11. Sonntag nach Trinitatis im Jahre 1896 erläuterte der Ortsgeistliche, Pfarrer Dr. M. Schenkel, eine bekannte Persönlichkeit im damaligen Sachsenland, es seien Beispiele aus verschiedenen Zeitepochen bekannt, die Jesus am Kreuz und Personen ihm zur Seite zeigen. Die um 1230 entstandene Kreuzigungsgruppe in der Wechselburger Pfeilerbasilika ist zusammen mit der Goldenen Pforte am Freiburger Dom und dem Grabmal Wiprechts von Groitzsch in der Pegauer Klosterkirche als Höhepunkt der romanischen Plastik im ober-

sächsischen Raum anzusehen (H. Ulbrich). „An den beiden Kreuzarmen sind Engel abgebildet, die gleichsam dem sterbenden Heiland Trost zubringen. Unten am Fuße des Kreuzes befinden sich ein Kranker und ein Sterbender“ (Schenkel).

Neu und originell war bei der Cainsdorfer Gruppe die Darstellung von Arbeitern, aber nicht in Paradeuniform, sondern vor dem Gekreuzigten knien die Männer in ihrem Arbeitskleid so, wie sie im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot verdienen und gerade da des himmlischen Beistands bedürfen. Unter Zugrundelegung von Jesaja 43,24 charakterisierte Schenkel das Holzbildwerk mit den Worten: „Arbeiter rechts und Arbeiter links und der gekreuzigte Arbeiter mitten innen“, wobei er vergegenwärtigte, wieviel Mühe dem Welterlöser die Sünden der Menschen je und je gemacht hätten. Von den Eindrücken, die Max Jochen bei der Betrachtung der Gruppe gewann, sei festgehalten, daß der Künstler den lebenden Heiland, der noch keine Speerwunde trägt, darstellen wollte, dessen Leidenszug im Gesicht von dem Strahl der Liebe verklärt wird, der auf den knienden Hüttenarbeiter fällt. Von kraftvoller Gestalt ist dieser Andächtige; er trägt Arbeitsbluse und Schurzfell. Die bis an den Ellbogen entblößten Arme vertragen den Werk tätigen, der das zentnerschwere Metall zu bearbeiten gewohnt ist und ihm die richtige Form zu geben vermag.

Dem jungen Bergmann auf der anderen Seite fehlt auch das Kaffeekrüglein nicht. Seine Kopfbedeckung, die er in der Linken hält, ist eine Soldatenmütze, die andeuten soll, daß er auch bereit ist, mit seinem Blute das Vaterland zu verteidigen.

Jochen fand schließlich, daß das Kunstwerk für alle, die das Gotteshaus betreten, eine Mahnung sei. Er formulierte sie mit den Worten: „Ihr, die ihr draußen bei der schweren Arbeit eures Berufes im Schweiß des Angesichts schafft, vergeßt nicht den, der gearbeitet hat für das Wohl der ganzen Menschheit, sondern sammelt euch einmütig unter seinem Kreuz und laßt euch durch die unendliche Heilandsliebe entflammen zu christlicher Bruderliebe.“

Anmerkungen und Literaturhinweise:

Der Bildhauer Georg Gröne, geboren am 11. 3. 1864 in Dresden, war von 1882—1886 Schüler der Dresdner Akademie und Meisterschüler Hähnel's. Seine Werke sind gekennzeichnet von der Formensprache des Neoklassizismus seines Lehrers. Viele seiner Werke schuf er für sächsische Kirchen, so die Portalfiguren der Kirchen zu Wildsdruff und Jahnsbach im Erzgebirge (Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, Band XV, S. 65).

Herzog, E.: Geschichte des Zwickauer Steinkohlenbergbaus, 1852.

Rieß, G.: Erzgebirgische Bergmannsfrömmigkeit, Bilder aus einer versunkenen Welt. Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, 1927, Band XVI, Heft 7/8.

Jochen, M.: Die Kreuzgruppe in der Kirche zu Cainsdorf. In: Theorie und Praxis der Heimatkunde, 1905.

Ulbrich, H.: Erhaltene romanische Kirchen in Sachsen. Glaube und Wissen, 7/1957.

Druck der Predigt des Pfarrers Dr. M. Schenkel, Cainsdorf, anläßlich der Weihe des neuen Monuments im Jahre 1896.